

Zora del Buono
Seinetwegen

ROMAN

Diogenes

Die Erstausgabe erschien 2024 im C. H. Beck Verlag, München
Copyright © Verlag C. H. Beck oHG, München 2024
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
Covermotiv: Design von Ruth Botzenhardt/buxdesign,
München unter Verwendung von Fotografien von
Volker Loche/Adobe Stock (Landschaft)
und plainpicture/neubildanstalt/Lembke (Mann)
Copyright © Ruth Botzenhardt/buxdesign, München
Bilder im Innenteil: Aus dem Privatarchiv der Autorin
Copyright © Zora del Buono

Dieses Buch ist autofiktional. Hinsichtlich der nicht zum
Familienkreis der Autorin gehörenden Personen wurden Namen,
Ortschaften und Daten zu deren Schutz verfremdet
Das Zitat auf Seite 31/32 stammt aus:
Aleš Šteger, ›Neverend‹, Roman
Aus dem Slowenischen übersetzt von Matthias Göritz
und Alexandra Natalie Zaleznik
Copyright © Wallstein Verlag, Göttingen, 2022
Wir danken Autor und Verlag für die
freundliche Genehmigung zum Abdruck

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 2026
Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten
Copyright © 2026
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):
truepages UG (haftungsbeschränkt)
Westermühlstraße 29, 80469 München
info@truepages.de
100/26/44/1
ISBN 978 3 257 24832 6

»Nie mehr, nie mehr!«

Und doch ist da ein Widerspruch:
dieses »Nie mehr« ist nicht ewig,
weil man selbst eines Tages stirbt.
»Nie mehr« ist das Wort
eines Unsterblichen.

Roland Barthes
Tagebuch der Trauer



Hügelige Landschaft, herrliches Wetter, ein Maitag, alles grünt. Auf dem Weg in die Berge auf Straßenschildern plötzlich die vertrauten Ortsnamen, *Uznach*, *Näfels*, *Kaltbrunn*, immer wieder gehört, unwiderruflich eingegraben ins Kinderhirn, aber nie richtig zugeordnet: Wo ist der Unfall passiert, wo war das Krankenhaus, in das man die Verletzten überführt hat, wo fand der Gerichtsprozess statt? Wenn die Namen früher auftauchten, auch in Gesprächen anderer Leute, die nicht das damit verbanden, was wir damit verbanden, zuckte ich zusammen, *Uznach*, *Näfels*, *Kaltbrunn*; hoffentlich hört Mutter die schlimmen Wörter nicht.

Seit Jahren denke ich, wenn ich eines dieser Ortsschilder passiere: Ob E. T. wohl noch lebt? Er müsste Mitte achtzig sein. Wie hat er die letzten sechzig Jahre verbracht, mit seiner Schuld? Und dann der Gedanke: Ich muss ihn suchen, ihn aufsuchen. Den Töter meines Vaters.

Ich kenne nur seine Initialen: E. T.

Als Kind fantasierte ich oft, dass ich ihn finde und zur Rede stelle und damit Mutter räche. Es waren melodramatische innere Filmchen, die ich da produzierte, ich hatte die Dimension des Geschehens überhaupt nicht erfasst. Mit zehn versteht man die Endgültigkeit von Tod noch nicht (falls

man sie überhaupt jemals versteht). Später verflog der Gedanke.

Erst in letzter Zeit taucht er wieder auf.

Vaters Schwager, mein Patenonkel, Besitzer und Lenker des vw Käfer, sagte im Alter einmal, es sei das Drama seines Lebens, das ihn nie losgelassen habe. Hundertfach, vor allem nachts, die Überlegungen, *hätte ich nicht das Steuer rumreißen können, habe ich etwas übersehen, hätte ich schneller reagiert, wären wir später losgefahren oder früher, nur eine Minute später oder früher, es wäre nicht passiert.* Er, der Unschuldige, machte sich Gedanken über seine Schuld, während der Schuldige sich Gedanken um seinen Ruf machte.

Lindgrüne vw Käfer gab es viele. Da saßen Menschen drin, die nichts von unserer persönlichen Käfer-Tragödie wussten. Es ist ein Auto, das man gern anschaut, fröhlich, ein brummendes buntes Tier, für viele war es ihr erstes Auto überhaupt, ein Freiheitsversprechen; für uns war es der Tod. Im Herbst 1938 gingen die ersten Exemplare in Betrieb, es war das Auto, das sich Adolf Hitler für sein Volk gewünscht und bekommen hat. Bis 2002 war der Käfer das meistverkaufte Auto überhaupt, dann wurde er abgelöst vom vw Golf.

Wie viele Menschen starben seit 1938 in einem vw Käfer? Man ist überfordert mit dieser Frage. Es werden Abertausende sein.

1963 besaßen nur wenige Autos Kopfstützen, obwohl schon 1921 ein Amerikaner namens Benjamin Katz ein Patent für sein *headrest* erhielt (*Kopfruhe*, ein schönes Wort). Hätte das Auto des Patenonkels (Onkel klingt so alt, er war dreiundzwanzig, als ich zur Welt kam, und vierundzwanzig, als der Unfall geschah) Kopfstützen gehabt, hätte Vater, den ich bestimmt *papà* genannt hätte, wahrscheinlich überlebt. Der Aufprall brach ihm das Genick. Das ist auch etwas, was sich der Patenonkel vorwarf: Hätte der Wagen doch Kopfstützen gehabt.

Ein Karl Meier aus dem Saarland, der dort das Kfz-Handwerk gelernt hatte und dann in die Schweiz zog, um Faltdächer für Cabriolets zu entwickeln, kehrte 1936 nach Deutschland zurück, ging zu Opel nach Rüsselsheim, wo er den Kadett von seinem letzten Stück Holz befreite. Dann der Schritt zur *Gesellschaft zur Vorbereitung des Deutschen Volkswagens*, die Ferdinand Porsche leitete. Meier sollte sich um die Innenausstattung der Autos kümmern, für 430 Reichsmark monatlich, achtzehn Patente sind ihm zuzuschreiben. Der Käfer wurde sein Paradestück. Nach dem Krieg verließ er vw, eröffnete in einer Holzbaracke eine Werkstatt, erfand den bunten Schonbezug für Autositze, vw übernahm die Idee. 1952 gründete er die Firma *Kamei* (Karl Meier), es folgte seine vielleicht bahnbrechendste Erfindung nebst dem *Körperformsitz*: die aufsteckbare *Schlummerrolle*, die auch als Kissen oder Armlehne verwendbar war. Die Kritik war groß, Autofahrer könnten einschlafen, hieß es. Meier entgegnete: Ein »Autofahrer muss es bequem und komfortabel haben, umso entspannter kann er sich auf

den Verkehr konzentrieren. Außerdem schützt die Rolle das Genick bei einem Unfall.« Aus dieser Schlummerrolle wurde die erste Sicherheitskopfstütze der Welt, im September 1969 von der TU Berlin geprüft: »Die Belastungen im Kopf und in der Halswirbelsäule werden deutlich herabgesetzt, und Schleuderbewegungen des Kopfes werden weitgehend verhindert.«

Immer, wenn ich Oldtimer ohne Kopfstützen sehe, erschrecke ich, fantasiiere das Schlimmste, sehe den Aufprall vor mir, den nach hinten und wieder nach vorne geschleuderten Schädel, höre ein knackendes Geräusch, möchte an die Scheibe klopfen und die Insassen warnen und tue es doch nicht.

Der allererste Kinofilm, den ich geschaut habe, war *Bambi*. Tante Anni nahm mich mit ins Kinderkino am Bellevueplatz in Zürich, so hieß es auch: *Kino Bellevue*. Heute ist es ein für seine kitschige Dekoration berühmtes Café. Fast jedes Zürcher Kind dürfte dort seinen ersten Kinofilm gesehen haben, 1921 war das Lichtspielhaus eröffnet worden. Wenn man aus dem Kino trat, war da gleich die *Riviera*, eine Treppenanlage an der Limmat, die in den 1980ern berühmt wurde, wir, die linke, gern kiffende Jugend hockte dort stundenlang auf den Stufen herum; gegenüber waren, so hat man später erfahren, Kameras installiert, der Staat bespitzelte seine Kinder, wir waren Teil des *Fichenskandals*, der Jahrzehnte dauerte und 1990 endete. Im Laufe der Zeit hatten sich 900 000 Aktennotizen des Staatsschutzes angesammelt. Unvergesslich ein Auszug aus der Fiche von Max Frisch: »Reiste am 23. 8. 48 nach Polen zur Teilnahme

am Weltkongress der Intellektuellen für die Sache des Friedens«.

Bambi ist mir in Erinnerung als ein Ereignis, bei dem ich viel weinte und am Ende trotzdem glücklich war. Ich weinte um die totesgeschossene Mutter des kleinen Hirschs, ich weinte darum, dass er nun auch Halbwaise war (so wie ich), ich weinte, weil *Bambi* so viele Freunde hatte, die sich kümmerten, das Kaninchen Klopfer, das Stinktier Blume und Freund Eule. An jenem Kinotag habe ich angefangen, Jäger zu verachten, und es hat nichts genützt, dass ich Jahrzehnte später *Die Leidenschaft des Jägers* des großen Psychoanalytikers Paul Parin gelesen habe, der selbst Jäger war, worin er von ritualisierter Gewalt spricht, von Gier und Wollust, er schreibt, dieser Trieb sei dem Menschen angeboren, was ich erstaunlich finde, wo doch nur 0,3 Prozent der Bevölkerung Jäger sind.

Im selben Kino habe ich auch *Herbie – Ein toller Käfer* gesehen, der 1969 in die deutschsprachigen Kinos kam. Im Original heißt er: *The Love Bug*. Der weiße vw Käfer führt ein Eigenleben, entscheidet Dinge, fährt über Wasser, ist ein sympathisches Wesen, eine beseelte Maschine. *Herbie* wird im Film zum Rennwagen, auf seiner Kühlerhaube thront die Nummer 53. Ein richtiggehender *Herbie*-Kult setzte ein, vw Käfer überall, auf Plakaten, in Zeitungen, in Spielwarenläden. 1953 ist das Jahr, in dem sich meine Eltern kennenlernten, die 53 ihre Schicksalszahl. Ich stelle mir Mutter vor, wie sie überall von *Herbie* verfolgt wird, der so munter Unfällen entkommt, sich mehrfach überschlägt, quer über Straßen rast, ein richtiggehender Rowdy mit Herz ist dieser Wagen, nichts kann ihn töten.

Später, die Vorbereitung auf die Firmung. Der Pfarrer vom Nachbarort (in unserem gab es nur eine protestantische Kirche, ich war aber katholisch) dreht mit uns über mehrere Wochenenden einen Kurzfilm. Gruppengefühl, Gemeinschaftserlebnis. Wir sind vierzehn Jahre alt. Ich spiele die Hauptrolle. Die Erinnerung an den Film ist weg, aber die zentrale Szene habe ich nicht vergessen, den *plot point*. Ich sitze am Steuer des vw Käfer (!) des Pfarrers, auf dem Schoß (!) dieses Mannes, dessen Arme mich auf Hüfthöhe umschlingen, um möglichst unsichtbar den Wagen zu steuern, während ich tue, als führe ich. Ich erinnere mich an ein Engegefühl, an Atmen hinter mir, aber auch an die freudige Aufregung, am Steuer sitzen zu dürfen. Und an Ketchup auf meinem Gesicht. Ein Unfall sollte simuliert werden, es ist mir bis heute ein Rätsel, *wie in Gottes Namen* dieser Pfarrer auf die Idee kam, ausgerechnet mich als Überlebende eines Autounfalls zu casten. Wissend, dass meine Mutter sich den Film ansehen würde? Jeder kannte unsere Geschichte. Mutter war die attraktivste junge Witwe weit und breit. War der Pfarrer ein Sadist? Gedankenlos? Oder einer mit einem verquerten therapeutischen Ansatz?

IM KAFFEEHAUS I (über das Morden):

Also bitte, die Sache mit dem Pfarrer ist ja allerhand, entrüstet sich Isadora.

Klarer Fall: ein Sadist, sagt Henri.

Isadora ist Psychiaterin – nicht Psychologin, ein entscheidender Unterschied, wie sie betont. Sie trägt gern bunte Kleidung, roten Lippenstift, Fingerringe in täglich

wechselnder Zusammenstellung, ihre Wohnung sieht aus wie die einer Studentin, Kleider und Schuhe in wildem Durcheinander auf dem Dielenboden. Sie redet schnell und viel, ein hellwacher Geist, eine deutsche Intellektuelle alter Schule. Auf sie trifft zu, was die Satirikerin Fanny Müller in einem wunderbaren Dialog ihre Figur Frau K. sagen ließ: »Frau M.: ›Ich nehme an, Sie haben in Ihrem Leben schon alles gesehen?‹ Frau K.: ›Zweimal.« Isadora hat alles mindestens zweimal gesehen, *nichts Menschliches ist ihr fremd*.

Henri hat einst die Kunstschule besucht, ist Raumgestalter und Autor, ein eleganter schwuler Mann mit markantem Gesicht, wie geschnitzt, ein Gesicht zum Verweilen. Beide sind über siebzig, sie treffen sich samstags nach dem Markt in einem Café, gelegentlich geselle ich mich dazu.

Vielleicht ein Frauenhasser, sagt Isadora, eine frühe Form des Incels, so wie damals dieser Pommerenke.

Pommerenke?, frage ich.

Ein Vergewaltiger und Frauenmörder, sehr bekannt, ein Serienkiller, saß ewig im Gefängnis, erklärt Henri.

Kam aus der DDR, floh nach West-Berlin, wohnte später in Zürich und Schaffhausen, sagt Isadora.

Und dann eben bei uns.

Wo, bei uns?, frage ich.

Im Schwarzwald, da hat er mit der Morderei angefangen. Wir kommen doch beide daher, das war nicht weit von uns. Man hat immer über ihn gesprochen. Er hat die ganze Gegend in Angst und Schrecken versetzt, sagt Henri.

Er hat einen Monumentalfilm im Kino gesehen, in Karlsruhe, '59 muss das gewesen sein, sagt Isadora.

Die zehn Gebote.

Genau! *Die zehn Gebote*. Da hatte er eine Art Erweckungserlebnis bei einer Szene mit spärlich bekleideten Frauen. Sah sie ums Goldene Kalb tanzen und fand, die Frauen seien die Ursache allen Übels dieser Welt, man müsse sie vernichten. Er müsse sie vernichten.

Hat noch in dieser Nacht die erste Frau umgebracht.

Er ging aus dem Kino und ermordete eine Frau?, frage ich.
Vergewaltigte sie, schlitzte ihr die Kehle auf, sehr übel.

Er war auf einer Mission.

Was ihr da erzählt! Das ist ja grauenhaft!

Liebes, weißt du, wie man in den Sechzigern über Frauen gesprochen hat? Im Malergeschäft meines Vaters gab es einen, der sagte grundsätzlich nur FRAU = SAU, immer. Strich wochenlang Heizungsrohre und an allem war FRAU = SAU schuld, sagt Henri.

Incels sind überall, nickt Isadora.

Hattest du schon einen Mörder als Patienten?, frage ich.

Nicht bewusst. Aber weiß man's?

Wir bestellen eine weitere Runde Tee.

Ich trage Mutters Ring. Sie hat ihn zu meiner Geburt von ihren Schwiegereltern geschenkt bekommen, ein Diamant in Weißgold, von dem es immer hieß, er sei unglaublich teuer, kostbar wie ein Maserati (!), eine Art Notreserve für Krisenzeiten, besser noch als Gold (wenn alles schiefgeht, fantasierte ich als Kind, verkauft Mama ihn, und wir zwei fangen in Amerika ein neues Leben an). Drum trug sie ihn immer, Tag und Nacht, Jahr für Jahr. *Ein Ring ist am sichersten am Finger*, sagte sie.

Der Ring und ich fahren im Zug nach Antwerpen, unsere erste gemeinsame Reise. Antwerpen als Diamantenstadt scheint mir ein passendes Reiseziel. Dass ich Mutter den Ring abgenommen habe und ihn jetzt selbst trage, hat Überwindung gekostet. Wenn ich sie besuche, werde ich ihn nicht tragen, sie könnte ihn erkennen und denken, ich sei eine Fremde, die sie bestohlen hat.

Letzten Monat hatte sie ihn verlegt, wir mussten lange suchen, bis wir ihn wiederfanden: in einer zerknautschten Medikamentenschachtel. In jenem Moment beschloss ich, ihn ihr nicht zurückzugeben. Sie weiß nicht mehr, dass sie einen Ring besitzt, einen Brillanten, so teuer wie ein Auto. Sie erinnert sich auch nicht an ihre süditalienischen Schwiegereltern und nicht an ihren Mann, um den sie fast ein Leben lang getrauert hat.

Zweimal ging der Diamant verloren, hatte sich aus der Fassung gelöst, die wie ein hässliches Stahlgerüst an Mutters Finger klaffte; da war ich noch ein Kind. Das eine Mal fanden wir ihn im Kaninchenstall im Stroh wieder, das andere Mal in der Holzskulptur eines zeitgenössischen Bildhauers in dem Museum, das meine Mutter leitete. Beide Male hatte helle Aufregung geherrscht.

Nichts in unserem Leben verkörpert die Aura des Familiären so wie dieser Ring. Und jetzt trage ich ihn. Mutter hat die schöneren Hände als ich, an ihr sah er elegant aus, stimmig, an mir wirkt er leicht deplatziert. Ich denke, jeder erkennt sofort, dass ich ein Auto am Finger trage. Etwas, das ich nicht verdiene. Ich fühle mich gleich in dreifacher Hinsicht schuldig: weil es Mutters Ring ist (aber soll ich ihn in einen Safe legen, bis sie tot ist?), weil ich ahne, unter wel-

chen Bedingungen der Diamant in den 1950ern in Südafrika abgebaut wurde, und weil ich denke, was man mit dem Erlös Gutes tun könnte. Doch mir widerstrebt es, diesen Stein an der Hand einer fremden Frau zu wissen. Eher werfe ich ihn ins Meer, als ihn zu Geld zu machen, denke ich. Das Symbol der Liebe meiner Eltern. Ich die Frucht davon. Die Goldschmiedin, die ihn geprüft und gereinigt hat, sagte: *Du wirst dich dran gewöhnen. Ihr werdet zusammenwachsen.*

In Antwerpen will ich ein schmales Ringlein kaufen, das sich vor den Brillanten schieben lässt, *einen Stopper*, sagte die Goldschmiedin, gegen die Verlustangst. Hinter dem Bahnhof liegt das Diamantenviertel, ein Geschäft neben dem anderen, es funkelt und glitzert überall. Schätzungen werden angeboten, Ankauf, Verkauf, schnelles Geld winkt. Manche Geschäfte sehen suspekt aus, andere bieder, zweimal gehe ich unverrichteter Dinge wieder raus. Der dritte Laden ist der richtige, die Inhaberin angenehm, ein Kommen und Gehen, *goedendag, goedendag, shalom, shalom*. Die Chefin sieht sich den Diamanten genauer an, sie schätzt ihn auf knapp 2 Karat, Farbe *k*, Reinheit *vs*. Der Gatte kommt, sagt, der Stein sei *jack*. Was das bedeute, frage ich. Viel kostbarer als *k*, sagt sie, 50 000 mindestens. Er legt den Ring auf ein Gerät, das alles vermisst. Man hätte das Gerät nicht gebraucht, die Chefin hatte recht, 1.9 Karat, *vs*, aber kein *jack*, nur *k*, 9000 ungefähr. Ich bin erleichtert, es ist nur ein gebrauchter Kleinwagen, den ich am Finger trage. Und gleich fühlt er sich leichter an.

Im Zug zurück eine seltsame Szene. Ein Kleinkind, ein blondgelocktes Mädchen, vielleicht zwei Jahre alt, zieht

protestierend seine Hose aus und sitzt in der Windel mitten auf dem Gang des ICE. Sie zetert und schreit. Die Mutter fragt, ja, was willst du denn? Der Vater sagt, vielleicht ist die Windel voll. Die Mutter fragt, soll ich dir die Windel wechseln? Das Kind verstummt. Der Vater hebt die Kleine auf den Nebensitz, sie sitzt mir nun schräg gegenüber. Sie verschränkt die Daumen ineinander und legt sie in den Schoß, sie fängt an, das Daumenpaar am Windelhöschen zu reiben, drückt rhythmisch darauf, es dauert ein wenig, bis ich merke, was sie tut. Sie streckt die nackten Beine aus, lehnt sich zurück, drückt fester, schneller, ihr Blick wird glasig und fern, sie schnauft. Ihr Gesicht sieht aus wie das einer erwachsenen Frau, gekrauste Stirnfalten darin. Dann plötzlich ist sie fertig, schüttelt sich wie ein Hündchen und ist wieder ganz im Hier. Ich bin erstarrt, habe ihr im intimsten Moment zugeschaut, mich währenddessen gefragt, ob ich die Eltern ansprechen soll, warum um Himmels willen sie ihre masturbierende Tochter der Öffentlichkeit preisgeben, ob sie sich nicht schuldig fühlen, aber ich wollte niemanden in Verlegenheit bringen, also habe ich geschwiegen und in dieses erschütternd alte Gesicht geblickt und mich nicht gut gefühlt dabei.

Ihr Bruder, erzählt mir eine junge Frau bei einem Abendessen, sei von einem Auto angefahren worden, sein Leben habe sich dadurch wenig verändert, er sich hingegen schon. Es war an einem Volksfest in der Solothurner Provinz, eine Gruppe junger Leute zog von einer Kneipe zur nächsten, das mache man an diesem speziellen Wochenende so, es sei lustig gewesen und alle betrunken, als sie auf dem Trot-

toir nach Hause gingen. Ein Auto raste auf sie zu, fuhr über die Bordsteinkante, riss den Bruder mit, der zu Boden fiel und schwerverletzt liegen blieb. Das Auto fuhr weiter, Fahrerflucht, der Schuldige wurde nie gefunden. Der Bruder, keine dreißig Jahre alt, musste zahllose Operationen über sich ergehen lassen, am Rücken vor allem, aber auch im Gesicht. Kieferknochen mussten neu gestaltet werden, die Stirn auch, er sieht jetzt anders aus. Wenn sie an ihren Bruder denkt, hat sie noch das alte Gesicht im Kopf, und wenn er dann auf sie zukommt, denkt sie, ach stimmt, so sieht er heute aus. Sie hat sich an den fremden Ausdruck noch immer nicht gewöhnt.

Erinnerung an Anneke, die ein stark fliehendes Kinn hatte, sich mit fünfundzwanzig operieren ließ, weil man sie dazu drängte (vor allem ihr Freund), und Jahre brauchte, bis sie nicht mehr erschrak, wenn sie morgens in den Spiegel schaute. Im Laufe des Tages gewöhnte sie sich an die neue, die schönere Anneke, aber direkt nach dem Schlaf war sie noch die alte, die echte Anneke, die sie eigentlich lieber mochte, wie sie mir gestand.

Der Osteuropa-Spezialist einer deutschen Zeitung habe erzählt, sagt mein Mitbewohner, dass ihn eine Woche nach Beginn der russischen Invasion ein befreundeter ukrainischer Bauer angerufen habe, seine Kühe würden neuerdings schreien, er wisse nicht, was tun, zum Beweis hielt der Bauer das Handy zwischen die Kühe und tatsächlich hört der Redakteur eigenartige Klagen und Schreie. Das seien die sterbenden russischen Soldaten, erklärt der Bauer, die von

ihren Kameraden über den Zaun auf die Weide geworfen worden seien, entsorgt zwischen Rindern. Die andere Geschichte: Schwerverletzte russische Soldaten würden hintereinander auf die Straße gelegt, dann von einem Panzer überrollt. Keine Zeit und Kapazitäten für verletzte Soldaten. Falls die Schilderung stimmt: Wie verläuft das weitere Leben des Panzerfahrers, der seine eigenen Kameraden plattgewalzt hat? Wie kann er leben mit dieser Schuld? Mit diesen Bildern im Kopf? Wird er überhaupt weiterleben oder sich selbst töten nach dem Krieg, so wie zahllose Soldaten sich umgebracht haben nach Kriegen.

Prominente Opfer des Straßenverkehrs (eine Auswahl): Günter Amendt, Rolf Dieter Brinkmann, Jean Bugatti, Albert Camus, James Dean, Diana Princess of Wales, Isadora Duncan, Falco, Grace Kelly, Margaret Mitchell, Helmut Newton, Jackson Pollock, W.G. Sebald, Clay Regazzoni, Bessie Smith.

Kleiner statistischer Exkurs. Es ist eine Schweizer Statistik, in Deutschland sähe sie wohl ähnlich aus, nur um das Zehnfache größer.

TOTE IM STRASSENVERKEHR:

Im Jahr 1963: 1330 (645 Lenker; 237 Mitfahrer;
448 Fußgänger)

Im Kanton St. Gallen 1963: 78 (33 Lenker; 13 Mitfahrer;
32 Fußgänger)

Im Jahr 1970: 1740

Im Jahr 2021: 200

GETÖTETE NACH VERKEHRSTEILNAHME 2021:

Personenwagen: 65

Motorräder: 47

E-Bikes: 17

Fahrräder: 22

Zu Fuß: 37

Andere: 12

UNFÄLLE AUSSERORTS (OHNE AUTOBAHN):

11203, davon 4486 mit Personenschaden

HAUPTURSACHEN:

Nichtanpassen an Linienführung: 489

Momentane Unaufmerksamkeit: 443

Nichtanpassen an die Straßenverhältnisse: 439

Einwirkung von Alkohol: 356

Missachten des Signals *Kein Vortritt*: 352

UNFALLTYPEN:

Schleuder- oder Selbstunfall: 2259

Auffahrunfall: 614

Einbiegeunfall: 396

Frontalkollision: 349

Abbiegeunfall: 281

STRASSENVERKEHR DEUTSCHLAND 2022:

Getötete: 2788

Schwerverletzte: 57 727

Vater starb nach einer Frontalkollision. E. T. überholte bei durchgezogener Mittellinie in seinem großen, roten Chevrolet in einer Kurve ein Pferdagespann und knallte in den vw Käfer von Onkel und Vater. E. T. blieb unverletzt, der Onkel brach sich den Oberschenkel. Vater war sofort gehirntot, lag aber tagelang im Koma, bis man die Gerätschaften abstellte, Mutter musste den Zeitpunkt entscheiden. Am

18. August 1963 starb er. Er war eben erst dreiunddreißig geworden.

Liste der eigenen Deformationen:

- Eine seltsame Gefühlskälte gegenüber klagenden, trauernden Verlassenen, Alleingelassenen, Geschiedenen, Verwitweten. *Das habt ihr jetzt davon. In den Jahren der Zweisamkeit nicht gemerkt, wie ihr DEN ANDEREN, den Alleinstehenden gegenüber aufgetreten seid, in eurer unerschütterlichen Zweierfront. Und jetzt plötzlich Anschluss suchen.* Erinnerung an Mama, die junge Witwe, die nicht zum Abendessen bei den Nachbarn eingeladen wurde mit dem Argument: *Mit dir geht die Tischordnung nicht auf.*
- Irritation, wenn Menschen von *tragischen Schicksalsschlägen* sprechen, die eigentlich keine sind, zum Beispiel das Sterben greiser Eltern.
- Stilles Wundern über intakte Familien. Heimliches Betrachten, ob da nicht doch etwas im Argen liegt.
- Mich selbst in der Zweierbeziehung nicht mögen. Fremdheitsgefühl darin. Wenn eine Beziehung funktionierte, habe ich sie zerstört. Wenn sie nicht funktionierte, habe ich sie zu halten versucht. Die Unmöglichkeit von Nähe, das Wissen, dass sie in Sekunden zerschlagen werden könnte (Unfall, Tod, Verlassenwerden etc.) – besser nicht drauf einlassen. Die Folge: das solitäre Dasein. Nicht beklagenswert, es ist der einzig stimmige Zustand für mich.

IM KAFFEEHAUS 2 (über Deformationen):

Lasst uns über Deformationen sprechen, schlage ich vor.

Deformation ist ein böser Begriff, das ist zu stark, widerspricht Isadora. Es klingt, als ob die Psyche hässlich geworden sei, missgestaltet. Das geht nicht, da muss man einen neutraleren Begriff finden.

Henri nimmt sein Wasserglas und schreitet damit zielgerichtet durch den Raum, legt das Glas über ein Insekt an der Wand, schiebt seine Hand darüber und wirft das Tier aus dem Fenster.

Es gibt eine große Bewegung innerhalb der Psychowissenschaften, die findet, wir müssten aufhören mit den Defiziten, wir sollten gucken, was mit den Ressourcen ist, sagt Isadora. Nicht diese ewige Fokussierung auf den negativen Mist. Wenn einem im Leben was passiert, muss man ja kein psychischer Krüppel werden, sondern es gibt halt eine Reaktion.

Krüppel kannst du nicht sagen, wirft Henri ein.

Da hast du recht, stimmt sie ihm zu. Ein neuer Modebegriff ist die Resilienz, das ist etwas Natürliches, die hat jeder.

Wollen wir es statt Deformation lieber Formation nennen?, frage ich. Man wird geformt durch das, was einem geschieht. Ich reagiere mit einer irritierenden Kälte auf die Trennungsgeschichten anderer Leute, weil es mir eben so früh passiert ist, bin deswegen aber nicht deformiert.

Das ist absolut normal, dass du Befriedigung empfindest, wenn anderen endlich auch mal was passiert, sagt Isadora. Schadenfreude ..., sagt Henri.

... ist eine normale Regung, erklärt Isadora. Die Natur

des Menschen ist triebhaft, schreibt Freud. Anstand, Manieren, gute Gefühle, schlechte Gefühle, das lernt man, das ist Zivilisation.

Da kommt dann die Kirche ins Spiel, wirft Henri ein. Die Zehn Gebote.

Isadora geht nicht auf ihn ein, redet weiter: Ich hatte schon so *Bünzliweiber* in der Praxis sitzen, die echt abstreiten, dass sie Neid und Eifersucht kennen. Verleugnung höchsten Grades. Die behaupten ernsthaft, sie seien nicht neidisch oder eifersüchtig auf ihre Schwestern etc. Das ist natürlich Quatsch. Man lernt alle Affekte: Hass, Wut, Liebe.

Und was sagst du den *Bünzliweibern*?, fragt Henri, er mag das Wort offensichtlich genauso wie ich.

Da hakt man dann ein: *Wiederholen Sie das mal.*

Dann bin ich ja weiter, wenn ich die eigenen *De-Formationen* benennen kann, sage ich.

Selbstverständlich! Nichts anderes erwarte ich von dir, sagt Isadora und führt aus: Je nachdem, wie ich aufwache, kenne ich nur Wut und komme nicht zu Empathie. In der Wut kann man verweilen – da muss ganz schön was schiefgegangen sein.

Wie bei Pommerenke, wirft Henri ein und schreitet würdevoll mit dem nächsten Glas durch den Raum.

Was schmeißt du eigentlich immer aus dem Fenster?, fragt Isadora.

Wanzen, antwortet er. Stinkwanzen.

Ach herrje, sagt Isadora. Wisst ihr, als mein Vater ums Leben kam, habe ich im ersten Moment gedacht: *Scheiße, warum ist nicht meine Mutter gestorben?* Ich bin richtig über mich erschrocken.

Wie alt warst du da?

Achtundzwanzig, antwortet sie. Es hat darin gemündet, dass ich eine Analyse angefangen habe.

Ich sollte wirklich mit der Aufarbeitung des Unfalls beginnen, sage ich. Wäre ja auch eine Art von Analyse.

Ich öffne die Kiste mit den Vater-Unterlagen, Briefen, Kondolenzschreiben, Liebesbriefen, die ich aus Mutters Wohnung heimlich zu mir in mein provisorisches Zuhause in einem Abrisshaus im Zürcher Seefeld genommen habe, in das ich eingezogen bin, um in Mutters Nähe zu sein, und das ich bald gegen eine richtige Wohnung tauschen werde. Die Kiste steht unter meinem Schreibtisch, ich lege gern die Füße darauf. Vielleicht findet sich darin etwas über E. T. Die Idee, ihn zu suchen, verfestigt sich. Doch ich grabe nicht tief, blättere unkonzentriert einzig die Papiere durch, die oben liegen. Vielleicht kokettiere ich nur mit der Idee, ihn zur Rede zu stellen?

In der Todesanzeige der Familie gibt es einen Satz, der mich besonders rührt: *Das hoffnungsvolle Leben eines großen Menschenfreundes ist erloschen.*

Eigentlich dachte ich immer, ebenfalls eine große Menschenfreundin zu sein. Aber je älter ich werde und je desolater die globale Situation, desto klarer wird: Die Menschenfreundin ist keine Menschheitsfreundin. Die Menschenfreundin wünscht sich das Ende der Menschheit. Zum Wohl der Tiere, der Natur, des Planeten.

Zürich, den 18. August 1963
Kantonsspital

Tief erschüttert erfüllen wir die schmerzliche Pflicht, Sie vom Tode unseres hochgeschätzten Mitarbeiters

Manfredi del Buono

Dr. med. der Universitäten Bari und Zürich

Oberarzt am Röntgendiagnostischen Zentralinstitut
des Kantonsspitals Zürich

Libero docente in radiologia

in Kenntnis zu setzen. Er starb an den Folgen eines Autounfalles.

Vorgesetzte, Mitarbeiter und Patienten verlieren in Herrn Dr. del Buono einen hochbegabten Arzt, einen lebenswerten Kollegen und einen hingebenden Helfer der Kranken. Er wird uns unvergessen bleiben.

Gesundheitsdirektion des Kantons Zürich
Direktion des Röntgendiagnostischen Zentralinstitutes
und Verwaltungsdirektion des Kantonsspitals Zürich

Die Beerdigung findet statt:
Mittwoch, den 21. August 1963, 10.15 Uhr, im Friedhof Fluntern